

Abend-



Zeitung.

Acht und zwanzigster Jahrgang.

139.

Dienstag, am 19. November 1844.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder in Dresden.

Der Erde Tod.

Hörst du den Sturm aus hohem Norden brausen?
Laut unter unsern Füßen knirscht der Schnee,
Vom Sturm gejagt, muß er die Luft durchsaufen,
Und unter schwerer Decke seufzt der See.
O könnte dieser Winter ewig währen,
Und würde nie der liebe Frühling kehren,
Und sollte ganz der Erde Gluth erkalten,
Welch grausig Bild! Welch furchtbare Gestalten!

Es spricht kein Rasen aus dem kalten Grunde,
Und keine Blume hauchet süßen Duft,
Es glänzt kein Thau in goldner Morgenstunde,
Und keine Lerche wirbelt in der Luft;
Die Eiche grünt nicht mehr in Deutschlands Wäldern,
Es wogt kein Korn auf seinen öden Feldern,
Es blühet keine Rebe mehr am Rhein,
Man kennt aus alten Sagen nur den Wein.

Die Ströme werden endlich ganz erstarren,
Ein ew'ges Eis hemmt ihre rasche Fluth,
Der Schiffer wird noch viele Jahre harren
Umsonst! Erloschen ist der Erde Gluth.

Und später weiß man kaum, wo Schiffe fuhren,
Von Brücken sieht man nur der Joche Spuren,
Gebrochen waren sie seit langen Zeiten,
Kaum daß man ihren Zweck noch konnte deuten.

Zu Cöln im hehren, altergrauen Dome,
Da sammelt sich die letzte deutsche Schaar,
Sie ziehen fort von dem geliebten Strome,
Der einst so schön, so wunderlieblich war,
Um zu entrinnen dem gewalt'gen Grabe;
Dampfschlitten führen ihre letzte Habe,
Sie wenden nach den Tropen ihre Schritte,
Dort sammelt sich jetzt Deutscher, Franzmann, Brite.

Die streiten sich nicht mehr um Colonien,
Nicht um Marocco, Suez, Zollverband,
Sie liegen Alle betend auf den Knieen,
Die Weltherrschaft kommt jetzt in neue Hand;
Ein Feind tritt auf, dem Alle unterliegen,
Es kann kein Heer, kein Gold ihn mehr besiegen,
Dem Landmann wird der Grundbesitz geraubt,
Und Niemand weiß zu bergen mehr sein Haupt.

Und wieder lange Jahre sind vergangen,
Und weiter dringt das schaudervolle Eis,
Man sieht nicht mehr des Südens Früchte prangen,
Und enger, immer enger wird der Kreis,

Wo's möglich noch, das Leben zu erhalten;
Das Thiergeschlecht schläft ruhig schon im kalten
Furchtbaren Eis; der Mensch noch kämpft um's Leben,
Doch kann es keine Freude mehr ihm geben.

Und endlich muß das ganze Meer erstarren,
Auf Erden giebt's nur noch ein einzig Thal,
Wo wenig Menschen ihres Endes harren,
Denn auch schon dort wird kalt der Sonne Strahl.
Und sollte jezt die Welt in Feu'r vergehen,
Nicht möglich wär's, es kann nicht mehr geschehen,
Es schmilzt das Eis, die ungeheure Fluth
Muß löschen selbst des ganzen Erdballs Gluth.

Und als gefroren ist die letzte Quelle,
Und Keiner weiß mehr, was er soll beginnen,
Sieh, da erglänzet plötzlich eine Helle,
Doch nicht des Heils! Niemand kann mehr entinnen,
Denn eine große Wolke silberweiß
Senkt sich vom Himmel, Schnee ist's und halb Eis;
Ein weißer Eilach deckt das Letzte knirschend zu;
Todt ist die Erde! Alles starret in Ruh.

Georg Schults.

Schreckenwald's Rosengarten.

Volksmärchen von G. B. Wezel.

„Wenn des Winters Schneegeflimmer
Draußen um die Fenster schwärmt,
Wenn der Sturm im Gärtchen lärmt,
Und das heimatliche Zimmer
Des Kamines Flamme wärmt:
Hört, die Grillen zu zerstreuen,
Wohl mit Lust ein weiser Mann
In dem Ringe der Getreuen
Auch ein frohes Märchen an.“ —

In jenen kräftigen, heutzutage viel verschrieenen, altergrauen Zeiten, wo man sich auf sein gutes Schwert und auf seine tapfere Faust verließ, und also doch etwas hatte, worauf man sich verlassen konnte, indem man in unserm schreib-, druck-, lösch- und stempelpapiernen Zeitalter oft nicht recht weiß, worauf man sich eigentlich verlassen soll, hauste an den Ufern der Donau Einer,

den sie Schreckenwald nannten, und an welchen ein Sprüchwort erinnert, welches nachmals in Oesterreich im Schwange ging: „Er sitzt in Schreckenwald's Rosengarten!“ —

Dieser Schreckenwald hatte das hohe und feste Schloß Agststein inne, welches, Spitz gegenüber, unterhalb Mülk gelegen war. Neben dem Schlosse befand sich der berühmte Rosengarten, welcher mit dem berühmten Leipziger Titular-Rosenthal den Umstand gemein hatte, daß keine Rosen da zu finden waren. Besagter Ort, dem man recht unverantwortlicher Weise einen so schönen Namen gab, war nichts Anderes, als eine nackte, kahle Felsenplatte, drei Schritt lang und drei Schritt breit, nach dreien Seiten hin von der freien Luft begrenzt, mit der jammervollen Aussicht auf die schwindelnde Tiefe. Die vierte Seite aber endete an der steilen Mauer, welche eine einzige starke eiserne Thür in der Mitte hatte.

Wenn nun Schreckenwald einen seiner Feinde in Gefangenschaft bekam, so hielt er ihn Anfangs gar ehrlich und gab ihm vollauf an Speise und Trank und wessen er sonst bedürftig war; während aber der Arme in der besten Sicherheit sich wähnte, stieß er ihn plötzlich zu dem Thürlein in seinen Rosengarten hinaus und schloß ab.

Das unglückliche Opfer seiner Rache saß nun einsam im Elend und mußte, wenn es Sommer war, jämmerlich verschmachten, zur Winterszeit aber elendiglich erfrieren.

Hinter ihm war die hohe, glatte Wand mit der eisernen Thür; vor sich und zu beiden Seiten hatte er die freie Luft bei einer furchtbaren, steilrechten Höhe. Tief unten standen die traurig-dunkeln Bäume, und reckten ihm ihre Wipfel wie spitze Stakete drohend entgegen, daß, wenn er hätte wagen wollen, sich durch einen tollkühnen Sprung zu retten, er an den Bäumen kläglich zerschellt und zerschlagen worden wäre.

So übel bettete der furchtbare Schreckenwald seinen Feinden! — — —

Nicht fern von diesem unheimlichen Sitze der ausgefuchtesten Ruchlosigkeit lebte in bescheidener Zurückgezogenheit auf der Burg seiner Väter, die sich in dem majestätischen Spiegel der Donau beschaute, ein edler Graf, den seine Zeitgenossen

den braven oder biderben Heinrich zu nennen pflegten.

Er konnte von den Zinnen seiner Burg in die Runde viele Meilen weit ins Land hineinsehen, benutzte jedoch diesen Umstand keineswegs, die Reisenden zu placken und zu beschdigen, den Handelsmann zu werfen und das Saumroß hinwegzuführen, wie manche seiner Zeitgenossen wohl thaten, sondern er war ein Schild der Bedrängten und ein sicheres Schwert der Hilfsbedürftigen. Dabei hatte er eine überaus tugendsame Gattin, welche ihm würdig zur Seite stand, ein lauterer Spiegel aller christlichen Tugenden und Vollkommenheiten, und ein tröstender Stecken und Stab der Armen und Nothleidenden genannt werden konnte.

Dieses treffliche Ehepaar erfreute sich eines holden Töchterleins, welches den schönen Namen Engeltraut führte und ganz in die Fußtapfen der Mutter trat. Sie wollte, wie man zu sagen pflegt, eben den Sprung aus der Kindheit in das jungfräuliche Alter thun, denn sie hatte wohl fünfzehnmal den süßen Frühling sterben und auferstehen sehen. Deshalb bewarben sich viele reiche und angesehene Grafen und Herren um ihre Hand, allein der Vater verweigerte sie einem Jeden, denn ob sie gleich alle hochadlig waren und ihr ehrwürdiger Stammbaum reichliche Sprößlinge getrieben hat bis auf den heutigen Tag, so waren es doch allzumal Schelmen und schandbare Räuber und Mörder.

Kein Wunder denn, daß diese Herren dem braven Heinrich abhold und auffässig waren und Rath pflogen, wie sie ihn greifen und fangen möchten.

Insonderheit war der furchtbare Schreckenwald des Grafen geheimer Feind und suchte ihn durch alle falsche Listen und Künste in sein Garn zu locken. Der Graf war aber nicht bloß brav, sondern auch klug (welches man nicht immer vergesellschaftet findet), und wich lange Zeit allen ihm gestellten Fallen und Schlingen geschickt aus.

Heinrich und Schreckenwald kannten einander schon von frühen Kindertagen, hatten manch ehrlichen Strauß selbender bestanden, waren aber einander im Herzen nie absonderlich hold gewesen, besonders, als Heinrich das junge und reiche Fräulein Edelgund vom dürren Baume, um de-

ren Zuneigung sie gemeinschaftlich buhlten, als Ehegespons heimgeführt hatte. —

Es trug sich aber zu, daß die schöne Engeltraut, des braven Heinrich und der lobesamen Edelgund edles Liebessprößlein, eines Tages in dem Schloßgarten ihres Herrn Vaters, welcher unterhalb der Felsenburg lag und an die Landstraße stieß, spazieren ging, wohlgeruchdustende Blümlein pflückte, den schweigsamen Silberschwänen nachschaute, wie sie auf dem schilfreichen, mit Meersternen und Algen besäten Weiher, welchen man den Schloßteich nannte, majestätisch dahinruderten, und den holden Vögeln zuhorchte, wie sie zwischen den flüsternden Baumzweigen in traurem Versteck so lieblich zirpten und zwitscherten.

So lustwandelte sie eine Weile sinnig und einem träumerischen, aufkeimenden Gefühle nachhangend, für das sie noch keinen Namen wußte, den schattigen Park entlang.

Als sie jetzt eine erhabene Terrasse betrat, von wo aus sie die Gegend umher sattsam überschauen und betrachten konnte, welche sich im lachenden Sonnenschein als ein reizendes „Halb-Panorama“ anmuthig präsentirte, bemerkte sie ein steinaltes, eisgraues Mütterlein, welches an einem helferbeinernen Stabe mühsamlich des Weges daher keuchte. Engeltraut hatte sie eben recht ins Auge gefaßt, als die arme, gebrechliche Matrone plötzlich über einen Stein stolperte und Angesichts mit einem lauten Schrei zu Boden stürzte.

Bei diesem Anblick besann sich Engeltraut nicht lange, eilte zu dem Pfortlein, das auf die Straße führte, hinaus, und leistete dem Mütterchen, das sich, wie es schien, nicht wieder aufhelfen konnte, den erforderlichen Beistand.

Als Engeltraut das arme Mütterlein vom Boden aufgehoben hatte, sagte diese zu ihr: „Mein Töchterlein, habe Dank für den erwiesenen Dienst, dessen ich indeß nicht sonderlich benöthigt war, wie Du bald erfahren wirst. Wisse denn, daß ich bloß Dein Herz prüfen wollte, ob Du auch mitleidig und barmherzig wärest und das graue Alter ehrest; will Dir aber die erprobte Redlichkeit redlich vergelten. Empfange hier diesen kostbaren Solitair zu meinem Andenken; trage ihn stets am Finger, wo Du auch sein magst und was Du auch vornimmst. Be-

schaue sein schönes reines Wasser. Wenn es sich trübt und eine dunkle Farbe annimmt, dann steht Dir Gefahr bevor, und ist dies der Fall, so darfst Du nur den Ring drehen und dabei die Worte sprechen:

Ringlein, Ringlein, dreh' dich,

Darum bitt' und bet' ich! —

Dann kannst Du meiner Hilfe gewärtig sein, denn ich bin die alte Mutter Drude, welche hie und da im Stillen und Verborgenen Gutes stiftet, dergleichen Leute von Tage zu Tage weniger werden, indem die eiteln Weltkinder Alles nur auf den äußern Schein und prahlerischen Glitter berechnen. — So leb' denn wohl, und vergiß nicht, meiner Worte eingedenk zu sein. Behüte und bewahre den Ring wie Deinen Augapfel; welches ich Dir nicht vergebens einzuschärfen suche!“ —

Mit diesen Ermahnungen entzog sich Mutter Drude ihrem Anblick, indem sie noch vorher den Finger freundlich-warnend emporhub. —

Engeltraut freute sich höchlich über das schöne Ringlein, das ihr, an ihr zartes Fingerlein gesteckt, vollkommen paßte, und dessen Strahlenpracht mit dem „schmerzlichen“ Incarnat ihrer küßlichen Hände gar lieblich contrastirte.

Hierauf begab sie sich mit geflügelten Schritten zu ihren lieben Eltern und erzählte ihnen ausführlich den Vorgang, auf welche wunderbare Weise sie nämlich zu dem herrlichen Juwel gekommen sei und was ihr insbesondre die gute Drude für eine treffliche Nuganwendung eingeschärft. — —

Diese geriethen, wie sich denken läßt, in eine lebhafteste Verwunderung und gaben ihr den Rath, der gewordenen Weisung und Vorschrift genau nachzuleben.

So trug sie denn den Ring beständig am Finger, selbst des Nachts und beim Waschen. —

Eines Morgens, es mochten einige Monde seit dem Vorfalle mit der Drude verfloßen sein, welcher jetzt der schönen Engeltraut nicht mehr so lebendig vorschwebte, fügte es sich, daß Engeltraut auf ihrem Kämmerlein war und sich wusch, wobei ihr der Fingerring ungewöhnlich lästig wurde. Sie dachte bei sich: „Wenn ich den beschwerlichen Reif ein kleines Augenblickchen ablege, so wird das wohl nichts schaden; ich stecke

ihn ja, sobald ich mich gewaschen und abgetrocknet habe, sogleich wieder an.“ — Somit zog sie den Ring vorsichtig ab und legte ihn sorgfältig auf's Fensterbret. —

Während sie nun ihre rosigten Hände ins klare Naß tauchte und mit der duftigen Seifenkugel einen schönen Schaum schlug, woran sie heute eine sonderbare Lust hatte, bemerkte sie draußen einen feuerfarbenen Wundervogel, dergleichen sie ihr Lebtag nicht gesehen; er schlug, wie hülfeflehend, mit den Flügeln an die Scheiben, und ward, wie es schien, von einem andern verfolgt. Weil Engeltraut von Natur mitleidig und auch, nach Art von Mutter Evens Töchtern, ein wenig neugierig war, zauderte sie nicht lange, und öffnete behutsam das Fenster, um den Bürger des freien Lustreichs hindurchschlüpfen zu lassen; in dem nämlichen Augenblicke aber erhob sich ein rauschender Zugwind, daß Thür' und Fenster aufkrachten. Der listige Vogel aber hüpfte herein, erfaßte den auf dem Fensterbret ruhenden funkelnden Juwel, den er bereits mit gierigen Blicken verschlungen hatte, mit dem Schnabel, und flog, ohne daß die erschrockene Engeltraut es zu verhindern wußte, mit seinem kostbaren Raube, der für ihn doch gar keinen reellen Werth hatte, auf und davon.

Engeltraut ward vor Schrecken starr und bleich wie die Kalkwand ihres Kämmerleins, und ihre Angst stieg noch um ein Gutes durch den Umstand, daß sie recht wohl wahrgenommen, wie der Zauberring in demselben Augenblicke, da der feuerfarbene Vogel ihn entführte, rabenschwarz geworden war, daß sie also daraus sich nichts Gutes zu prophezeihen hatte. —

Bitter jammernd lief sie hinab in den Schloßhof, ob etwa der garstige Vogel den Ring habe fallen lassen. Sie konnte aber nichts finden, wie sie auch spähte und suchte. —

Mit schwerem Herzen klagte sie nun ihren guten Eltern, wie sie durch ihre eigne Unvorsichtigkeit um den wunderbaren Fingerring gekommen, und wie sie noch dazu die Bemerkung gemacht, daß derselbe im Moment des Verschwindens eine unglückweissagende tiefschwarze Farbe angenommen habe.

Die Eltern erschrafen zwar über diese schlimme Mähr sichtlich, suchten sie aber nach Kräften zu

beruhigen und damit zu trösten, daß die weise Drude sie wohl nicht verlassen würde, wenn ihr wirklich etwas Widerwärtiges zustößen sollte; vor allen Dingen aber solle sie sich auf die göttliche Vorsicht verlassen, ohne deren Wissen und Willen ja kein verachteter Sperling vom Dache falle.

Auf diese und ähnliche Weise sprachen sie ihr Trost ein und unter solcherlei Reden schlich der Tag dahin. —

Gegen Abend überzog sich der Horizont mit einem finstren Trauerschleier; ein gräßliches, seit Menschengedenken unerhörtes Unwetter brach herein; rothleuchtende Blitzesackeln durchzischten die Luft gleich feurigen Schlangen, das Wasser des Himmels ergoß sich in Strömen, und die unsichtbare Riesensaust des jagenden Sturmes zerknickte Königseichen wie Kornhalme. —

So war die Nacht heraufgezogen und das Wetter dauerte unausgesetzt fort, dergestalt, daß man, wie es im Sprüchwort heißt, nicht gern einen armen Hund vor die Thür gejagt hätte. —

Mitten in dem Kampf der Elemente ließ sich vor dem Burgthore eine klagende Stimme vernehmen: „Um Gottes und der gebenedeiten Jungfrau willen, übet Barmherzigkeit und beherberget einen armen verirreten Wandersmann, der von Palästina kommt in dieser schrecklichen Nacht. Säumet nicht, denn der eifige Frost des Fiebers durchrüttelt meine Gebeine!“ —

Da der Thorwart aus seinem Kappfensterlein erkannte, daß es ein einzelner Mann war, so ließ er den Ansprechenden ohne Weiteres ein, denn der Graf Heinrich war, wie auch bereits bemerkt worden, ein gar frommer Herr, der Keinem eine Herberge versagte, welcher vertrauensvoll an seine Thür klopfte.

Der Pilgrim, welcher einen mit Muscheln gezierten Hut und einen Mantel von brauner Farbe trug, war, wie man leicht glauben wird, bis auf die Haut durchnäßt, und man sah wohl, wie der fieberhafte Frost in Folge des kalten Regens ihm die Glieder durchrieselte.

Man leitete ihn mitleidig die Wendelstiegen hinauf und führte in an's wacker geschürte, lustig prasselnde Feuerlein, reichte ihm trockene Kleider und trug ihm ein dampfendes, magenwärmendes Kräutersüppchen auf; da er aber vor Allem der Ruhe bedürftig schien, wies man ihm,

ohne ihn mit der Frage zu belästigen, wer er sei und von wannen er komme, ein weiches, erquickliches Lager an. —

Das Ungewitter begab sich seinerseits ebenfalls zur Ruhe, der Sturm blies zum Abzug, und nur von fernher ließ zu Zeiten der zürnende Donner grollend und murrend seinen schweren, gewaltigen Herrschertritt hören; die keusche, wenn auch nicht fleckenlose, Luna zeigte ihr schneeweißes Angesicht und Mutter Natur war schweigsam und ruhvoll, wie je, weshalb sich auf der Burg bald Alles dem süßen Schlummer überließ. — —

Es mochte gegen Mitternacht sein, als plötzlich ein blutrother Feuerschein den Schloßplatz erhellte.

Während die Schloßbewohner, so unerwartet aus dem Schlafe geschreckt, nach Eimern, Spritzen und anderem Geräth laufen, die bäumende Lohe zu bekämpfen, vermehrt sich der wirre Tumult und die allgemeine Bestürzung noch merklich durch den Vorfall, daß plötzlich der Hof und das ganze Schloß von einer unabsehbaren Menge verkappter und verummter Gestalten wimmelt.

Der unglückliche Heinrich ersieht bald, daß an kein Löschen, an keinen Widerstand zu denken und nichts mehr zu retten ist, als das nackte Leben. Er ist daher nur auf Rettung seines Weibes und Kindes bedacht, zu deren Sicherstellung er bereits Maßregeln getroffen hat. —

Der deshalb abgefertigte Bote aber kehrt mit tödtlichem Schrecken zurück und meldet, wie durch einen unerhörten schändlichen Ueberfall Alles im Schlosse niedergemacht sei und in seinem Blute schwimme; von der gnädigen Frau und dem gnädigen Fräulein (denen der Himmel gnädig sein wolle!) sei nirgend etwas zu sehen oder zu hören, nur, daß es ihm geschienen, als ob sich jenseit der Mauer ein weiblicher Hülfeschrei vernahmen lassen; er schließe, daß — —“

Bevor er seine Rede endigen konnte, streckte ein schwirrender Pfeil den treuen Diener zu den Füßen seines Herrn nieder, daß ein quellender Blutstrom seinem Munde entstürzte. —

Heinrich sah ein, daß sein Bleiben an der Stätte der Zerstörung und Trübsal zu nichts fruchten könne, denn das Schloß stand allbereits in vollen Flammen, welche wie grimmige Höllen-

geister hin- und herkletterten und schadenfroh die rothen Locken im Winde schüttelten; die abscheulichen Räuber aber waren mit ihrer theuren Beute bereits über alle Berge.

Heinrich entfernte sich deshalb durch einen verborgenen unterirdischen Gang, der gegen das Wasser hin in einen versunkenen Hohlweg mündete, und betrachtete nun mit Wehmuth die dunkelrothen Feuersäulen, die sich gespenstisch in den rauschenden Wogen der Donau spiegelten. Allein so bekümmert er war, so beschloß er doch, wie es einem, durch das theure Blut des Lammes erlösten Christen wohl ansteht, sein Vertrauen von Neuem und unwandelbar auf den Himmel zu richten und seine Hoffnung auf seinen Heiland zu setzen, die ja nach den Verheißungen der Schrift noch Niemand hat zu Schanden werden lassen.

Er begab sich jetzt mit erleichtertem Herzen in die Hütte eines Fischers, welcher in der Nähe wohnte und dessen redliches Gemüth und treue Anhänglichkeit ihm bekannt war. Diesen trat Heinrich an, offenbarte sich ihm und verabredete mit ihm, vor der Hand unter seinem Dache zu weilen, nur um unerkannt zu bleiben, ihn für seinen Knecht und Gehülfsen gelten zu lassen, bis die Umstände sich geändert, und eine günstige Gelegenheit sich zeigen würde, hervorzutreten. Er hatte keine Idee davon, wer der verruchte Raubgeselle etwa sein könnte, glaubte aber, daß es ihm in seiner Verkleidung am ersten möglich sein

würde, Erkundigungen einzuziehen, Rettungsmaßregeln hinsichtlich der Seinigen zu treffen und einen angemessenen Nachplan zu entwerfen. —

Wir wollen den Grafen jetzt für einige Zeit in Ruhe seinen Betrachtungen nachhängen lassen.

Die Gräfin Edulgund hatte sich ihrerseits in der allgemeinen Verwirrung, da Keins von dem Andern etwas wußte, ebenfalls, ohne recht zu wissen, was sie that, aus der Burg zu retten gewußt und zu einem alten Einsiedler geflüchtet, welcher in dem Dunkel des benachbarten Waldes Gott dienete, seinen Leib kasteiete und in strenger Andacht und Pönitenz sich von der Welt und ihren verwirrten Tändeln fern hielt, nachdem er vorher, dem Geiste der Zeit gemäß, ein gar rauf- lustiger Rittermann gewesen, die Unschuld gemißbraucht und den betriebsamen Bürger mit hochadliger Freiheit geschätzt und schimpfirt, jedoch zur größern Ehre Gottes und der gebenedeiten Jungfrau viele blinde Heiden erschlagen hatte; daß sonach die Gräfin Edulgund bei diesem frommen Manne gar wohl aufgehoben war.

Es dürfte nun auch an der Zeit sein, uns nach der holden Engeltraut umzuschauen, welche sich jetzt leider in einer für ihre jungfräuliche Ehre äußerst beunruhigenden Lage befindet; doch müssen wir zum besseren Verständniß des großgünstigsten Lesers einige Umstände nachholen, und aus diesem Grunde den Faden der Erzählung von einem andern Punkte aufnehmen. —

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Kriecherei. August der Starke bekam den Brand in eine Zehe, ward aber glücklich geheilt. Bei dieser Gelegenheit schrieb D. Philippi, Professor der Beredsamkeit zu Halle, folgenden erbärmlichen Lobpsalm: „da nunmehr dasjenige, was unserem großmächtigsten und unüberwindlichsten Könige den höchst verdienten Ruhm der Unsterblichkeit einigermaßen noch streitig zu machen schien, durch den gewaltigen Arm des Königs aller Könige völlig aus dem Wege geräumt worden; überdies das veränderliche Schicksal, das wohl eher die größten Potentaten völlig zu Boden geworfen und von dem höchsten Gipfel der Ehre herabgestürzt hat, sich

nur ehedem an die Zehe als einen entbehrlichen Rest von der geheiligten Person des Königs wagen dürfen: So sehen wir mit Freuden, daß unser theuerstes Oberhaupt weit über allen Wechsel der Zeit und des Glückes erhoben worden; hingegen alle unsere Glieder, Kräfte und Blutstropfen an sich ein unzulängliches Lösegeld gewesen sein würden, das Leben, die Gesundheit und glückseligste Regiment unseres allerruhmwürdigsten Beherrschers zu erhalten, wenn nicht nach dem Rathe der heiligen Wächter selbst, Ihre Majestät uns noch länger wären geschenkt worden und unser einmüthiges Stehen dadurch gnädigst von Gott erhöret u. s. w.“

Ueber Deutschlands Handel nach Cuba giebt uns Ramon de la Sagra in seiner Schilderung dieser Insel einen wichtigen Aufschluß. In der Periode von 1826 — 1830 — sagt er — belief sich der Werth der durch hanseatische Schiffe eingeführten Waaren (Leinwand, Tauwerk, Glaswaaren u. s. w.) auf die Mittelsumme von 1,357,901 Piaſtern, jezt nur noch auf 439,809 Piaſter. Beachtet man jedoch die Fortschritte, welche die Deutschen in den lezten Jahren in der Fabrikation dieser Dinge gemacht haben, so kommt man auch zu dem Schluſſe, daß deren Absatz auf der Insel sich vermehrt hat, jene Angaben über die Schifffahrt ungenau sind. Und in der That ist der Handelsverkehr Deutschlands mit Cuba bedeutender, als der Frankreichs, denn diese lezttere Nation ist weder thätig, noch vorsichtig genug gewesen, um eine jeweilige Ersezung französischer Handelsartikel durch deutsche zu verhindern, obgleich jene früher den Vorrang hatten. — 7.

Wie kritisiren Schauspieler? Von Weimar schreibt Mad. Bethmann im Jahre 1815 über das Theater an ihren Mann. „Ich bin Dir noch eine Beschreibung von „Camilla“ schuldig, hier ist sie. Ich ging mit großen Erwartungen ins Schauspielhaus, wurde aber gewaltig getäuscht; Herr Strobochse ist mit Fischer gar nicht zu vergleichen; seine Stimme ist kein Alles, er singt schlecht, das heißt ohne allen Geschmack, und spielt wirklich wie ein Stroh- oder Eisenmann, dabei geberdet er sich äußerst unedel und nonchalant. Deine ehemalige Vergötterte sang zu schlecht, und spielte die ganze Rolle elend bis auf einen Moment, es war der, wo sie das Kind verhungern sieht, da verließ sie ihre Eiseskälte in etwas. Der junge Herr Genast, von dem der Papa so eingenommen ist, daß er sagt, er hätte eine Stimme wie Strohmeier, spielte Rebenstein's Rolle wie eine Latte, hatte sich aber ein Paar Waden ausgestopft, wogegen dem dicken Koch seine nur Pfeifenstiele sind; dabei die andere Figur so mager, wie der lange Weber; überhaupt scheint das Ausstopfen und das monoton sein die Haupteigenschaft der Schauspieler von Weimar zu sein. Madame Wolf hielt zu Ehren der Großfürstin eine Rede im Klingelton, und hatte bei einem ganz reichen Kleide keinen Fächer in der Hand, das ist akkurat, als wenn ein Mann bei einer solchen Gelegenheit ohne Hut erscheinen wollte, überhaupt wissen Alle nicht, was sich schickt.“

Napoleon's Krone war ein goldener Lorbeerkrantz und äußerst geschmackvoll in ihrer Einfachheit; ihm lagen abwechselnd der römische Imperator im Sinn und der König von Frankreich, in jener Rolle traf er es glücklicher, als in der lezttern, seine Adler waren ein gut gewähltes Sinnbild, das nicht nur im Heere sogleich faßt, sondern auch vom Volke günstig ange-

hen wurde, dagegen ihn seine Hervorsuchung der Hofkleider aus den Zeiten Ludwig's des Bierzehnten nicht nur lächerlich, sondern auch verhaßt machte. Seine gekrönten und belorbeernten N und seine Bienen, die er überall mit Verschwendung anbringen ließ, besonders an den öffentlichen Orten, wo bisher die Zeichen und Sprüche der Freiheit gestanden, waren ein rohes Mittel, sich überall dem Sinne einzuprägen, aber für die Menge wohl zweckmäßig.

Stimmen aus dem Volke. Die Trennung Napoleon's von Josephinen und seine Verbindung mit Marien Louise regte den Pariser Volkswig mächtig an. Brünnet ließ fast an jedem Abende im Théâtre des Variétés scharfe Calembourgs hören, wie: L'empereur n'aime que Josephine et la chasse, bis ihn endlich der Polizeipräsident Graf Dubois mit harter Drohung davor verwarnte, so daß er kläglich erwiderte: Mais que voulez-vous, que je fasse, c'est mon métier de faire des calembourgs, j'y gagne ma vie, voulez-vous donc que je soie du bois? — Aus einem damals beliebten Poissardenliede theilten wir ein Paar Strophen mit:

— J' voyons des mariag' comm'ça
D' temps en temps à la Courtille;
Tout d'abord on ross' l'papa,
Puis on couch' avec la fille,
Et l'beaupèr' n'os' pas dir' non,
D' peur d'avoir z'encor l'ognon.

D' ces deux rein' chacun' rendra
Tour-à-tour visit' à l'autre,
A la jeun' l'ancienn' dira:
„J'ai fait mon temps, fait' le vôtre;
Si vous n' travaillez pas mieux
A Malm 'son y a plaç' pour deux.“ 26.

Fashionable Kindererziehung. „Hab' ich nicht meine zwei jüngsten Kinder,“ sagt Frau von Jacqueline in ihrer pädagogischen Ohrenbeichte, „die Josephine und den Peter, voriges Jahr hindurch des Tages nur einmal beim Frühstück gesehen, bloß weil ich einen Roman und eine Stickerei zu vollenden hatte, und weil eben meine Freundin, die herrliche Fürstin, für welche ich sticke, hier sich aufgehalten? Nur das kann mein Herz beruhigen, daß ich mir alle Mühe gegeben, für meine guten Kleinen eine gewissenhafte Kinderwärterin aufzutreiben, die als eine wahre Mutter an ihnen zu handeln schwur, und der Himmel möge sie heimsuchen, wenn sie eine so theure Pflicht an meinen armen Wärmern je außer Acht, und diese nur eine Minute aus dem Gesicht und in fremde Hände gelassen. Gott, wenn ich mir das denke! — Aber ach! was wissen solche Wesen von den Sorgen eines zärtlichen Mutterherzens?“ — Vielleicht wäre

es keine üble Speculation, diese pädagogische Weichte zu beliebigem Gebrauche lithographiren zu lassen.

Moverre, der berühmte französische Tanzkünstler und Schöpfer des neuen Ballets — geb. 1727, gest. 1810, forderte von einem tüchtigen Balletmeister, außer der Tanzkunst, nur noch Mess-, Ton- und Dichtkunst, Malerei und Anatomie. Wie viel tüchtiger Balletmeister mag es, diesen Anforderungen nach, wohl geben?

Das weibliche schwere Geschütz. In der großen Waffen- und Rüstkammer der weiblichen Kriegs- und Zeughäuser, von den leichten Lanzen, Stockdegen und Dolchen der Worte und Reden bis zum schweren Geschütz der Thränen-Vierundzwanzigpfünder und Ohnmachten, ist keine Waffe so unheilbringend, als jene Art Geschütz, welche man in den früheren Kriegen „Kammgeschütz“ nannte, welches in dem Zweikampfe der Liebe und Ehe Schmolten genannt wird. Weinen und mit den niedlichen Füßchen stampfen, sind bloß das Ober- und Untergewehr der Frauen, Schreien, Zanken, in die Haare fahren u. s. w. ist das kleine Belagerungsgeschütz. Krämpfe, Ohnmachten, Migraine, das sind die Mauerbrecher, Feldschlangen und Karthäunen; aber Schmolten, Schmolten, das ist die Aushungerung des Feindes. Ein schmollendes Frauenzimmer ist eine immerwährende Dachtraufe, welche endlich den härtesten Gebuldstein aushöhlt. 36.

Eszt, der unserm Herrgott mit den sieben Kreuzen und den sieben B in das Handwerk gegriffen, übertrifft wohl Alles, was von Klavierpaukern bisher geleistet wurde, und doch geht sein ohr- und herzerreißendes „Capriccio“ kalt an mir vorüber und ich frage nur, ist's eben Carneval — an der Zeit ubi caro valet, wo das Fleisch Abschied nimmt. Ich liebe überall und immer, und so auch in der Kunst, das Wahre und das Schöne und den verständigen Gedanken. Nur durch diese wird der Kunst das Recht eingeräumt, in Beredlung des menschlichen Geschlechts eine entscheidende Stimme zu führen. Was darüber, was darunter, ist ein eitles Dichten und Trachten, oder eine Speculation, welche nur durch den verdorbenen Geschmack der Menge ihr Glück machen kann. So *Lupin* in seiner Autobiographie. Wir unterschreiben's gern.

Geistige Concentration. Das Einzige, das ganz Unerwartete leistet der Mensch nur, wenn sein Geist ganz in sich zurückgezogen handelt, wenn die ge-

funde Natur in ihm als ein Ganzes, Ungefügtes wirkt; da wird er etwas hervorbringen, natürlich und doch über dasselbe hinausreichend. Wir haben nur um deswillen eine Antike, der wir nachahmen, weil bei den Alten Gefühl und Betrachtung noch nicht zerstückt, die unheilbare Trennung in der gesunden Menschenkraft noch nicht erfolgt war; Alles, was sie geleistet, ist aus unmittelbarer Anschauung der äußeren und inneren Welt hervorgegangen. Wir haben die Alten in alledem überflügelt, was auf Wissen, Thatbestand, Erfindung und Erfahrung beruht, und das rührt weniger vom überwältigenden Geiste als vom Fleiße her; aber in dem, was nur in der ungetheilten Kraft der menschlichen Natur Ursprung und Fortgang hatte, werden wir auf immer hinter ihnen zurückbleiben. 18.

Wer ist Gentleman? Ein englischer Pächter, welcher ein gutes Einkommen hatte und sich Gentleman nennen ließ, hatte bei einem heftigen Streite mit seinem Pfarrer sich soweit vergessen, diesen zu mißhandeln. Der Pfarrer verklagte ihn, der Beleidiger ward zu einer Geldbuße von fünf Schillingen verurtheilt, welche er aber auf einen Schilling herabzusetzen bat, da sein Pfarrer kein Gentleman sei. Das wurde nun untersucht, und es ergab sich, daß der Pfarrer Jagdhunde halte und gewöhnlich Wein trinke; darauf ward ihm die Eigenschaft eines Gentleman zuerkannt, und der Beleidiger zahlte seine fünf Schilling. Das Journal „Prag“ bemerkt hierzu: Man kann daraus abnehmen, was die Engländer unter einem Gentleman verstehen.

Ueber die Erblichkeit der Geisteskrankheiten hat der französische Arzt *Baillarger* nach langjährigen Beobachtungen der K. Akademie der Medizin seine Resultate in einem Atlas statistischer Tabellen vorgelegt, in welchem sich mehr als 600 genau beobachtete Fälle befinden. Unter 271 Knaben finden sich 146, welche die Krankheit von der Mutter und nur 125, welche sie vom Vater ererbt hatten; unter 274 Mädchen dagegen hatten 189 den Wahnsinn von der Mutter, und nur 85 vom Vater ererbt.

Lenau. Es ist den Lesern bekannt, daß der gefeierte Dichter einen Anfall von Wahnsinn erlitten, und deshalb in eine Irrenheilanstalt gebracht worden. Die neuesten Nachrichten lassen indeß auf eine allmähliche Besserung hoffen; mag diese Hoffnung nicht täuschen! 27.

Druck von Carl Nammig
in Dresden.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.

Hierbei eine Bücher-Anzeige von J. G. Senf in Leipzig.